

Einleitung: Funktion und Normativität bei Darwin und Aristoteles – Natur als Entstehungsrahmen von Moralität?

Marko J. Fuchs und Annett Wienmeister

Der Workshop mit dem Titel ‚Funktion und Normativität bei Darwin und Aristoteles – Natur als Entstehungsrahmen von Moralität?‘ fand vom 17.-18. Februar 2014 an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg statt. In insgesamt acht Vorträgen sollte die Frage diskutiert werden, ob und inwieweit eine Verbindung der Entwürfe von Aristoteles und Darwin, genauer eine Kompatibilität von evolutionstheoretischen und moralphilosophischen Fragestellungen hergestellt werden kann oder ob diese beiden Modelle sich in wesentlichen Teilen oder gar vollständig gegenseitig ausschließen. Die Herausforderung, die Möglichkeit einer solchen Verbindung zu suchen, stellt sich vor dem Hintergrund, dass die Evolutionstheorie, die bekanntlich ihre ursprüngliche Anwendung in der Biologie hat, sich in immer mehr Bereichen der modernen Humanwissenschaften als maßgebliches Erklärungsmodell durchzusetzen scheint, wie etwa in Teilen der Soziobiologie, der evolutionären Psychologie und der evolutionären Ästhetik. Was dieses Modell hierbei so attraktiv für andere Wissenschaften macht, ist die Verbindung der historischen Entwicklungsdimension mit einem naturwissenschaftlichen, vermeintlich metaphysikfreien Zugriff, wodurch Phänomene in paradigmatischer Weise *funktional* als auf *Anpassung ausgerichtete Zusammenhänge* begriffen werden. Dies soll auch für Formen menschlicher Gemeinschaft gelten, die man mit Hilfe des Evolutionsmodells als Anpassungsleistungen verstehen und damit aus ihrem evolutionären Entstehungsprozess heraus erklären kann.

Problematisch wird dieser Ansatz spätestens dann, wenn man auch die Moral als eine evolutionär-funktionale Anpassungsform unter anderen aufzufassen und moralische Normen auf Biologie zu reduzieren versucht. In einer solchen Betrachtungsweise werden – jedenfalls tendenziell – die Moral und die Geltung sittlicher Normen ihrer Eigenständigkeit beraubt. Dies führt unter anderem zu folgenden Schwierigkeiten: Wird ein solcher Versuch mit der Intention unternommen, durch eine derartige Reduktion sittliche Normen auszuweisen und zu begründen, so läuft dies ins Messer des naturalistischen Fehlschlusses. Denn

hierbei wird eine bestimmte evolutionär entstandene Verhaltensform als etwas aufgefasst, das, *weil* es ist, auch sein *soll*. Das heißt: Es wird von einem Sein auf ein Sollen geschlossen. Wenn man dagegen eine Reduktion der Moral auf die Biologie mit dem Ziel unternimmt, moralische Ansprüche zu relativieren und damit tendenziell zu nivellieren, so ist dies nicht nur – wie jeder Relativismus – philosophisch unbefriedigend. Vielmehr wird die Zweifelhaftigkeit einer solchen Eliminierung von Moral besonders dann offensichtlich, wenn es um die Möglichkeiten und Grenzen von gentechnischen Eingriffen geht, etwa im Bereich des sogenannten Human Enhancement. Denn ohne moralische Normen scheint man hier zu einem anything goes zu gelangen, das unserem Bedürfnis nach moralischer Orientierung nicht genügen kann. Wenn man wiederum moralische Normativität als irreduzibel anerkennt und von der Natur abkoppelt, so führt dies dazu, dass Ethik und evolutions-theoretischer Erklärungsansatz als zwei Perspektiven, unter denen menschliches Verhalten betrachtet werden kann, unvermittelt nebeneinander stehen. Es scheint jedoch, dass ein solches bloßes Nebeneinander unserem Streben nach einem einheitlichen Welt- und Wissenschaftsverständnis nicht gerecht werden kann und deshalb sowohl vom philosophischen wie auch vom lebenspraktischen Standpunkt aus gesehen ungenügend ist.

Ein anderes Bild ergibt sich, wenn man vor diesem groben Aufriss einen Blick auf die gegenwärtige Ethik wirft. Denn hier wird in zunehmendem Maße und gleichsam in umgekehrter Richtung zur zuletzt genannten Tendenz die Notwendigkeit gesehen, menschliches Verhalten an die Natur zurückzubinden. Daher wird im modernen ethischen Diskurs nicht nur die Vernünftigkeit des Menschen, sondern auch seine gesamte *natürliche* Verfassung zum Gegenstand der Untersuchung gemacht. Dieser Perspektivenwechsel ist dabei maßgeblich mit einer Wiederaufnahme aristotelischer Grundfiguren verbunden, so dass sogar von einer ‚Re-Aristotelisierung der praktischen Philosophie‘ (Höffe) gesprochen wird. Was diese antike Ethik so attraktiv erscheinen lässt, ist die Verwendung eines *Naturbegriffs* (*physis*), der die Grundlage sowohl der

aristotelischen Naturphilosophie als auch der aristotelischen Ethik darstellt.¹ Es scheint somit, dass dieser Naturbegriff die Möglichkeit eröffnet, den Menschen als natürliches und zugleich als moralisches Wesen zu begreifen, ohne die moralische Dimension auf Naturvorgänge zu reduzieren oder beide Perspektiven beziehungslos nebeneinander stehen zu lassen.

Betrachtet man diese Situation, also den Erfolg der aristotelischen Ethik auf der einen Seite, den der Anwendung des evolutionstheoretischen Modells auf die Humanwissenschaften auf der anderen, so stellt sich die Frage, ob man den aristotelischen Naturbegriff nicht mit dem Entwicklungsgedanken der modernen Evolutionstheorie fruchtbringend in Bezug setzen kann. Denn es scheint, als könne Aristoteles' Konzeption der *physis* als möglicher Lösungsansatz für das oben beschriebene Problem der Disparität von Moral und Evolutionstheorie fungieren. Im Folgenden soll ein kurzer einführender Überblick gegeben werden, in welchen Bereichen sich Übereinstimmungen, Kompatibilitäten, aber auch Differenzen und mögliche Unvereinbarkeiten zwischen wesentlichen Grundbestimmungen der Entwürfe von Aristoteles und Darwin finden lassen. Als Orientierungsrahmen dienen hierbei die Topoi ‚Teleologie‘ und ‚Naturalistischer Fehlschluss‘, wobei einige Punkte herausgestellt werden, die für Beiträge des vorliegenden Bandes als Hintergrund dienen.

1. Teleologie und Wissenschaftlichkeit

Auf den ersten Blick scheint es wenig Grund für die Annahme zu geben, die Ansätze von Darwin und Aristoteles wären miteinander kompatibel. Vielmehr scheinen die Unterschiede zwischen beiden zu überwiegen. Für gewöhnlich wird das Hauptanliegen in Darwins Evolutionstheorie darin gefunden, die Lehre der Zweckmäßigkeit des

¹ Vgl. hierzu einschlägig Jörn MÜLLER. *Physis und Ethos. Der Naturbegriff bei Aristoteles und seine Relevanz für die Ethik*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006. Siehe dazu auch Jörn Müllers Beitrag im vorliegenden Band.

Lebendigen von Aristoteles durch eine kausal-mechanische Erklärung zu ersetzen. Die Formenvielfalt des Lebendigen auf der Erde ist demnach das Ergebnis einer stammesgeschichtlichen Entwicklung, die mit dem Prinzip der natürlichen Selektion erklärt werden kann. Die Prämissen der *Überproduktion* von Nachkommen und der *Variabilität* zwischen den Mitgliedern einer Gruppe vor dem Hintergrund *begrenzter Ressourcen* führt zu einem „Kampf ums Daseins“ (struggle for life). Dies hat zur Folge, dass diejenigen Typen von Individuen in einer Population sich ausbreiten, die eine höhere Überlebens- und Fortpflanzungsrate haben (Prinzip der natürlichen *Selektion*). Jacques Monod hat in seinem Buch *Zufall und Notwendigkeit* Darwins Selektionstheorie so interpretiert, dass mit ihr Zweckmäßigkeit zu einer sekundären Eigenschaft würde, die auf zufällig entstandene Invarianzen und den Prozess der natürlichen Selektion zurückgeführt werden könne.²

Einer solchen Gegenüberstellung ist allerdings in der Literatur immer wieder widersprochen worden.³ Gegen Monod sei vielmehr darauf hinzuweisen, dass Aristoteles bei der Betrachtung des Bereichs des Lebendigen den Fokus auf die Existenz und insbesondere die Entwicklung von *Einzelbewesen* und deren interne Funktionalität (Teleonomie) legt (Köchy 2010, 196). Für die Beschreibung dieser Entwicklung spielt wie schon eingangs angesprochen der Begriff *physis* eine zentrale Rolle. Dieser weist, wie Jörn Müller in seiner einschlägigen Monographie *Physis und Ethos* festhält, „drei Bedeutungsdimensionen auf [...]: Er bezeichnet Ausgangs- und Endpunkt [...] einer Entwicklung“ – nämlich der des Einzelwesens – „sowie den diese beiden Faktoren vermittelnden Prozess“ (Müller 2006, 60). Besonders der Aspekt des Endpunkts, Ziels oder Worum-willens der Entwicklung, also des *telos* bzw. des *hou heneka*, hat innerhalb dieses Gefüges eine besondere Bedeutung. Hierbei sind zwei grundlegende Hinsichten von Prozessualität zu berücksichtigen, die Aristoteles unterscheidet. Einerseits besteht ein ‚teleologisches‘ Moment darin, dass das in Möglichkeit Befindliche in Wirklichkeit überführt

² Kristian KÖCHY, ‚Aristoteles und Darwin.‘ In: G. Hartung (Hg.), *Eduard Zeller. Philosophie und Wissenschaftsgeschichte im 19. Jahrhundert*. Berlin: DeGruyter, 2010, S. 189-208, S. 190.

³ So etwa im schon genannten Aufsatz von Köchy (2010).

wird, wobei andererseits ein unbestimmter Stoff durch die Form Bestimmtheit erlangt. Mit Blick auf diese beiden Momente vollzieht sich Natur als ein Vollendungsgeschehen, und zwar so, dass sich auf einer ersten Ebene ein durch seine Art bestimmtes individuelles Lebewesen ausbildet. Hierunter ist zu verstehen, dass das Individuum genau diejenigen organischen Anlagen und Fähigkeiten entwickelt, die ihm aufgrund seiner Artzugehörigkeit entsprechen. Hierher gehört auch die aristotelische Rede von der Seele als erster Entelechie des Körpers (cf. Müller 2006, 52). Auf dieser Ebene ist auch das Moment der einem Lebewesen immanenten Teleonomie anzusiedeln, d. h. der inneren Zweckmäßigkeit im Bau des Organismus. Indessen ist es innerhalb des Vollendungsprozesses eines Individuums, der genau dessen Natur ist, mit dieser ersten Ebene noch nicht getan. Vielmehr müssen diese so erworbenen und ausgebildeten Fähigkeiten und Vermögen nochmals verwirklicht (aktuiert) werden, was in Gestalt der „artspezifisch charakteristischen Aktivitäten“ (Müller 2006, 61) geschieht. Hierbei handelt es sich um jene ‚eigentümliche Tätigkeit‘ eines Wesens, die Aristoteles als dessen *ergon* bezeichnet. Diese zweite Vollendungsgestalt ist damit das eigentliche Ziel (*telos*) oder ‚Worum-willen‘ (*hou heneka*), auf das der gesamte Entwicklungsprozess eines Lebewesens abzielt. Auch hierbei handelt es sich um eine immanente, nicht eine dem Wesen extern durch einen Demiurgen oder einen Schöpfergott als *Intelligent Design* vorgegebene Zielsetzung. In seinem umfangreichen Beitrag entwickelt **Jörn Müller** diese komplexe Struktur in großer Luzidität. Das Problem weiterführend, untersucht **Uwe Voigt** in seinem Text die Frage, inwieweit dieses Moment der immanenten Teleologie ein Strukturmerkmal ist, dass sich auf allen Ebenen von Lebewesen findet.

Für die moralphilosophische Dimension des aristotelischen *physis*-Begriffs ist noch folgende Bemerkung von Bedeutung. Für Aristoteles ist die ‚Natur‘ nicht als etwas Vorliegendes zu begreifen, etwa als irgendwie ‚vorhandene physikalische oder biologische Fakten‘, anhand derer man ablesen könnte, was gut oder schlecht ist. Vielmehr ist ‚Natur‘ eines Wesens immer das, was dieses erst erreichen muss, um überhaupt im Vollsinn ‚natürlich‘ zu sein. Bei der Beantwortung der Frage, was etwas von Natur aus wesentlich ist, ist also immer schon ein normativer Aspekt impliziert, nämlich in der Form, dass etwas genau das ist,

was es sein soll. Auch dies wird in den Beiträgen von Jörn Müller sowie von **Peter Heuer** eindringlich dargestellt.

Innerhalb dieser Struktur sind die natürlichen Arten im ontologischen wie auch im epistemischen Sinne verbindliche Normen, anhand derer erlassen werden kann, ob ein Wesen so ist, wie es sein sollte. Deshalb geht Aristoteles – ohne übrigens dies eigens zu begründen – davon aus, dass die Arten konstant, ja, ewig sind und das Ziel darstellen, das jedes Lebewesen jeweils zu realisieren strebt, ohne sich dies bewusst zum Zweck setzen zu müssen. Dies wird von Peter Heuer in seinem Aufsatz gründlich besprochen, der zu der Überlegung gelangt, dass evolutionstheoretische Erklärungsmodelle ohne Annahme einer Konstanz der Arten in epistemologischer Hinsicht unbefriedigend bleiben müssen. Wenngleich aber, wie Jörn Müller es ausdrückt, bei Aristoteles „eine signifikante Bedeutungs-zentrierung in Richtung auf den Endpunkt des Geschehens“, also auf die Zweckursache (*causa finalis*) feststellbar ist, erschöpft sich die Beschreibung des Lebendigen für Aristoteles nicht in der Angabe dieser Ursache allein. Vielmehr müssen auch die anderen drei, also die Stoff-, Wirk- und Formursache (*causa materialis, efficiens, formalis*) berücksichtigt werden. Deshalb kann man bei Aristoteles nicht ohne Weiteres davon sprechen, dass sein Entwurf keine andere als die teleologische Erklärungsform akzeptiere und damit „die historische Wurzel aller finalistischen Lebenskonzepte“ und des Vitalismus darstelle (Köchy 2010, 189). Mit Kristian Köchy ist stattdessen zu betonen, dass „die naturwissenschaftliche Frage nach der Ursache des Geschehens“ auch für Aristoteles stets mit der „Verpflichtung [...] zur Berücksichtigung *aller* vier Ursachen“ verbunden ist (Köchy 2010, 194).

Bei Darwin verhalten sich die Dinge zunächst anders. Indem dieser in seinem Ansatz anders als Aristoteles die Entstehung der Arten selbst in den Vordergrund rückt, legt er einen größeren Erklärungswert auf die Variabilität innerhalb von Populationen (vgl. Köchy 2010, 196). Was etwas von Natur aus ist, ergibt sich Darwin zufolge aus seiner biologischen-evolutionären Geschichte, die sich naturgesetzlich-mechanisch – statt teleologisch – erklären lässt. Normativität lässt sich somit höchstens an die Aspekte des Überlebens und des Angepasstseins binden und ist immer rückwärtsgerichtet. In Bezug auf Normativität als ein Sollen, welches sich auf zukünftiges Handeln richtet, wirft das natürlich Prob-

leme auf, denn es ist nicht selbstverständlich, dass sich aus dem Sein ein Sollen ableiten lässt.

Dennoch hat auch Darwin auf den zweiten Blick durchaus Raum für selektionsbedingte teleonomische Erklärungen und weist dabei sogar einige Nähe zu Aristoteles auf. So lehnt er in Bezug auf den Gedanken des *Intelligent Design* eine externe Teleologie ab⁴ – was, wie oben gesehen, auch für Aristoteles gilt. Zugleich vertritt Darwin de facto eine eigene, „vollkommen neue Variante einer auf Selektion aufbauenden teleologischen Erklärung“ (Köchy 2010, 203), wenngleich diese auch nicht theoretisch ausgearbeitet wird. Denn wie anhand seiner Beschreibung von Primeln ersichtlich wird, konstituieren sich bestimmte Merkmale dieser Pflanze als zweckmäßig an der Umgebung ausgerichtete Eigenschaften.⁵

Eine der Grundlagen für diese Gemeinsamkeit in beiden Ansätzen, die bei all den Unterschieden nicht übersehen werden darf, ist der wissenschaftliche Anspruch, den sowohl Aristoteles als auch Darwin vertreten (Köchy 2010, 192). Beiden Autoren ist es daran gelegen, beobachtbare Regularitäten in der Natur naturwissenschaftlich durch die Angabe von Ursachen zu erklären. Das Wissenschaftsideal des Aristoteles, das er paradigmatisch in seinen *Zweiten Analytiken* formuliert hat und das seither maßgeblich geblieben ist, besteht im Kern darin, dass vernünftige Schlüsse sich nur auf Dinge beziehen können, die in steter Regelmäßigkeit beobachtbar sind. Um die Natur zu verstehen, müssen wir laut Aristoteles klären, was mit Notwendigkeit und Regelmäßigkeit in ihr geschieht. Auch wenn die Erklärungen für die beobachtbaren Gesetzmäßigkeiten dann in beiden Ansätzen voneinander abweichen, ist auch „diese Orientierung an der Regularität natürlicher Ordnung“ ein weiteres Moment, „das Aristoteles mit Darwin verbindet“ (Köchy 2010, 196). Dessen ungeachtet gibt es zwischen der auf Darwin fußenden, teleologische Erklärungen bewusst ausschließenden Evolutionstheorie und Aris-

⁴ Zur historischen Abgrenzung Darwins von zeitgenössischen Theoretikern des *Intelligent Design* siehe den Beitrag von Gabriele De Anna im vorliegenden Band.

⁵ Deshalb meint Kristian Köchy sogar: „Provokant formuliert muss man zur Einsicht gelangen, dass Darwin Teleologe war, während Aristoteles umgekehrt nur eine bestimmte Form der internen Finalität postulierte“ (Köchy 2010, 192).

totales **Gabriele De Anna** zufolge auch einen wichtigen Unterschied, den De Anna im Rückgriff auf Überlegungen Étienne Gilsons herausarbeitet. Denn der zweifellose Erfolg der teleologiefrei gehaltenen Evolutionstheorie darwinscher Prägung und die gleichzeitige Unabweisbarkeit des Phänomens der Zweckhaftigkeit in der Natur verlangt nach einer die Domäne der Naturwissenschaften übersteigenden ‚Biophilosophie‘, deren Paradigma man im aristotelischen Entwurf entdecken kann. Hieraus wird zugleich deutlich, dass Aristoteles’ Entwurf Momente enthält, die die naturwissenschaftliche Dimension übersteigen, ohne ihr jedoch zu widersprechen oder sie auszuschließen.

2. Naturalistischer Fehlschluss

Im vorliegenden Tagungsband wird nicht nur die Frage diskutiert, inwieweit sich Darwin und Aristoteles überhaupt in Hinsicht auf ihre Erklärung der Entwicklung von Lebewesen miteinander vergleichen lassen. Sondern es fragt sich auch, ob und inwieweit der aristotelische Begriff der *physis* in der Lage ist, als möglicher Lösungsansatz für das einführend beschriebene Problem der Disparität von Moral und Evolutionstheorie zu fungieren. Gegen diese Möglichkeit scheint prima facie der bekannte Einwand zu sprechen, dass es sich beim Versuch, ‚Natur‘ und Moral miteinander zu verkoppeln, um einen naturalistischen Fehlschluss handle. Darwin selbst hatte Vorbehalte gegenüber einer Herleitung moralischer Normen aus dem Prinzip der natürlichen Selektion allein. Andere Autoren haben mit Rückgriff auf den Darwinismus dies hingegen versucht, so etwa Herbert Spencer (1864), der in Darwins Lehre die These begründet sieht, dass derjenige, der im Kampf um das Dasein überlebt, deshalb auch moralisch höherwertig ist. Dies gilt ihm als Begründung für die Ablehnung altruistischen Handelns. Interessanterweise hat später Richard Dawkins versucht, altruistisches Verhalten mit der These vom Egoistischen Gen doch wieder unter eine evolutionäre Erklärung zu bringen. In jüngerer Zeit hat sich auch Edward Wilson für einen soziobiologischen Ansatz (1975) ausgesprochen und gefordert, die Ethik sei zeitweilig aus den Händen der Philosophen zu entwenden und den Biologen anzuvertrauen. **Georg Toepfer** wird in seinem Beitrag drei

Modelle für die Entstehung von Moral vor einem evolutionstheoretischen Hintergrund vorstellen und kritisch diskutieren.

Grundsätzlich stellt sich bei der evolutionären Ethik die Frage, inwiefern die Anpassung einer Eigenschaft oder generell Fitnesskriterien relevant für moralische Urteile sein können. David Humes Bedenken, dass ein Sollen aus dem Sein nicht ohne zusätzliche Annahmen folgen kann, ist hier relevant. Einschlägig ist ebenso George Edward Moores bekannte Kritik am Ethischen Naturalismus aus den *Principia Ethica* (1903), in denen ausgehend von einer sprachphilosophischen Betrachtung der Schluss gezogen wird, dass ethische Begriffe, wie etwa „gut“, sich nicht auf naturwissenschaftliche Begriffe reduzieren lassen. Demnach sei es ein naturalistischer Fehlschluss, eine nicht-natürliche Eigenschaft durch eine natürliche Eigenschaft zu definieren. Auch die aristotelische Ethik sah sich des Öfteren beiden Versionen der Kritik am Naturalismus ausgesetzt. Jörn Müller versucht jedoch in seinem Beitrag zu zeigen, dass die enge Verknüpfung von Naturphilosophie und Ethik im Werk von Aristoteles keineswegs von derartigen Vorwürfe getroffen werde. Vielmehr gelinge Aristoteles ein integrativer Ansatz, wonach der Begriff der (menschlichen) Natur selbst normativ aufgefasst wird und somit die Eigenständigkeit des ethischen Diskurses gewahrt bleibt, ohne zugleich dem Bereich des Natürlichen völlig disparat gegenüber zu stehen.

Die Frage, ob etwas ein naturalistischer Fehlschluss dieser Art ist, hängt indessen vom Begriff der Natur ab, den man zugrunde legt. Folgt man dem modernen Naturbegriff, der sich an der naturwissenschaftlichen Beschreibung und Erklärung der beobachtbaren Welt mittels Naturgesetze orientiert, dann besteht natürlich immer die Gefahr naturalistischer Fehlschlüsse. Es lässt sich doch aber zumindest fragen, ob die Naturwissenschaften die alleinige Deutungshoheit haben, wenn es zu klären gilt, was als natürliche Eigenschaft gelten kann und was nicht. Auch hier ist auf den Text von Gabriele De Anna und dessen irreduzible Unterscheidung von Naturwissenschaft und ‚Biophilosophie‘ zu verweisen. Übrigens hat neuerdings auch John McDowell im Anschluss an Aristoteles diesen engen Naturbegriff kritisiert. Daher fragt **Christian Spahn** in seinem Beitrag, welchen Naturbegriff McDowell braucht, um über die Begrenzungen eines reduktionistischen Naturalismus hinaus-

zugelangen. Auch der Aufsatz von **Christian Kummer** zur Frage, ob selektionäre Anpassung der einzige Erklärungsgrund für die lebendige Natur ist, weist in diese Richtung. Was sich aus dieser Vorgabe im aristotelischen Entwurf für den Menschen als ein natürlich-vernünftiges Lebewesen ergibt und wie Aristoteles' Theorie hierbei philosophiegeschichtlich einzuordnen ist, diskutiert **Martin F. Meyer** in seinem Beitrag im vorliegenden Band.

3. Fazit

Es ist deutlich geworden, dass der Naturbegriff des Aristoteles mit Blick auf die Problematik des naturalistischen Fehlschlusses eine Alternative für das im modernen Sinne naturwissenschaftlich beengte Verständnis von ‚Natur‘ anzubieten hat und dabei ein integratives Potential in Hinsicht auf Darwins Evolutionstheorie aufweist, dass also Darwins und Aristoteles' Ansatz sich offenbar nicht per se ausschließen müssen. Denn für Aristoteles ist *physis* durchaus nicht ein bloßes Vorliegen naturwissenschaftlicher Fakten, aus denen dann zugleich erschlossen würde, was gut oder schlecht ist. Vielmehr ist ‚Natur‘ für Aristoteles immer schon als Vorgabe, noch zu Erreichendes aufzufassen, und damit niemals ein bloßes ‚Sein‘, sondern stets ein ‚Sollen‘ für das jeweilige Lebewesen. Gleichzeitig aber findet sich diese aristotelische Bestimmung von ‚Natur‘ auf einer anderen systematischen, nämlich ‚biophilosophischen‘ Ebene als der naturwissenschaftliche Naturbegriff der Evolutionstheorie. Wie weit diese Möglichkeiten einer Vereinbarung von Darwin und Aristoteles reichen, diskutieren die Beiträge in diesem Band aus verschiedenen Perspektiven, mit verschiedenen Schwerpunktsetzungen und mit durchaus nicht immer einvernehmlichem Resultat. Ziel des Bandes ist es aber auch nicht, die Causa Aristoteles-Darwin durch die Vorlage einer Letztdeutung endgültig abzuschließen, sondern vielmehr durch die Eröffnung eines Diskussionsraums zwischen diesen beiden Autoren erst wieder die Möglichkeiten einer eventuellen Verbindung von Natur und Moral diskursiv zugänglich zu machen und auszuloten.

Literaturverzeichnis

Richard Dawkins, *The Selfish Gene*, Oxford 1976.

David HUME, *A Treatise of Human Nature*, London 1738.

Kristian KÖCHY, „Aristoteles und Darwin“, in: Eduard Zeller (Hrsg.), *Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte im 19. Jahrhundert*, Berlin/New York 2010, 189-208.

Jörn MÜLLER. *Physis und Ethos. Der Naturbegriff bei Aristoteles und seine Relevanz für die Ethik*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006.

Herbert SPENCER, *The Principles of Biology*, London/Edinburgh 1864-67.

Edward WILSON, *Sociobiology. The New Synthesis*, Cambridge, MA 1975.